

Werk

Titel: Goethe und die Bibliotheken zu Weimar und Jena

Autor: Düntzer, Heinrich

Ort: Leipzig

Jahr: 1884

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?338182551_0001 | log50

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

Centralblatt

für

Bibliothekswesen.

I. Jahrgang.

3. Heft.

März 1884.

Goethe und die Bibliotheken zu Weimar und Jena.

Als Friedrich Gottlieb Welcker an die neu geschaffene Rheinuniversität als Professor und Oberbibliothekar berufen war, schrieb ihm Wilhelm von Humboldt: „Unter allen wissenschaftlichen Hilfsanstalten sollte man, wie mich dünkt, am meisten auf die Bibliothek verwenden. Göttingen verdankt dem alles, und hatte erst viel später bessere Clinica, einen ausgedehnten botanischen Garten und ein gutes Observatorium.“ Welche Bedeutung die Bibliothek dieser rasch aufblühenden Schöpfung Münchhausens gab, spricht neben dem aus eigener Erfahrung urtheilenden Staatsmann und Fürsten der Wissenschaft wohl am bedeutendsten Herder aus. Als es sich um seine Berufung nach Göttingen handelte, äusserte er: „Die Bibliothek ist wirklich als ein Kapital zu betrachten, von dem man für den Geist Interessen ziehen kann und die eine ganze Liste von Ausgaben unnöthig macht.“ Und an seinen dorthin übersiedelten Freund Eichhorn schrieb er mit Bezug auf den Göttinger Bücherschatz: „Wir Armen sind Mäuse, die von herabgefallenen Brosamen leben; ihr seid die reichen Herren an voller Tafel. Darum dünkt ihr euch, wie neulich jemand sagte, so höllisch vornehm, und nennt andere Professoren nur Männchen, ihr aber seid die Riesen zu Kiriath-Sepher.“ Und denselben Vortheil, den damals Göttingen bot, geniessen heute diejenigen, die sich der unmittelbaren Benutzung der jetzt neben ihm mit grossem Reichthum gesegneten Bibliotheken zu Berlin, Leipzig, München und Wien erfreuen. Wie viel leichter wird diesen die Arbeit als den von ihnen entfernt wohnenden Forschern, die oft nur durch einen mühsamen Umweg sich das beschaffen können, was jenen gleich zur Hand liegt, vielfach ganz verzichten müssen, das heranzuziehen, womit jene sich brüsten. Selbst ein längerer, nicht jedem gestatteter Aufenthalt an den Stätten solcher Bücherschätze genügt nicht, wenn man nicht unternommene Arbeiten dort vollenden kann. Wenn es auch in der Forderung der Zeit liegt, dass auf die der Naturwissenschaft und der Medicin dienenden Anstalten bei unseren Universitäten ausserordentlich grosse Mittel verwandt werden, so verlangt doch eine allen Verhältnissen gleiche Rechnung tragende Verwaltung, dass auch die Bibliotheken mög-

lichst bedacht werden, damit sie den immer wachsenden Bedürfnissen nicht allein der Lehrenden und Lernenden, sondern auch den wissenschaftlichen Bestrebungen und der steigenden Bildung der ganzen Provinz genügen; denn die Universitätsbibliotheken sollen auch für diese möglichst zugänglich sein, so dass man sich nicht mit seinem Bücherbedürfnisse gleich an die Hauptstadt des Landes zu wenden braucht. Doch auf die Erörterung dieses Punktes wollen wir eben so wenig eingehen als weitere Belege des von keiner Seite bezweifelte Werthes der öffentlichen, der Vielseitigkeit der Wissenschaft und des Lebens entsprechenden Büchersammlungen aus unseren Klassikern liefern. Zwei derselben haben diese Bedeutung thatsächlich ins Licht gesetzt. Lessing, schon als Knabe ein entschiedener Bücherfreund, benutzte nicht allein mit leidenschaftlicher Lust die öffentlichen Bibliotheken, sondern verwandte auch sein „bischen Armuth“ auf Anschaffung einer eigenen reichen Büchersammlung, die er freilich losschlagen musste und durfte, als er die berühmte Wolfenbütteler Anstalt sich und andern nutzbar zu machen durch die Noth gezwungen wurde. Der einen ganz entgegengesetzten Lebensgang wandelnde Goethe, obgleich er, wie Lessing, früh in der väterlichen Büchersammlung lebte und auch die öffentliche Bibliothek seiner Vaterstadt im Kasten Hof an der Barfüsserkirche, wie die der Universitäten Leipzig und Strassburg benutzte, kein eigentlicher Bücherfreund wie Lessing war, hielt es doch für eine Ehrensache, einen grossen Theil seiner Zeit auf die ihm unterstehenden Bibliotheken mit einem so thätig eingreifenden Eifer zu verwenden, wie er bei einem hochgestellten die Oberaufsicht führenden Minister, der zugleich Dichturfürst und leidenschaftlicher Naturforscher war, ohne Gleichen sein dürfte.

Als Goethe nach Weimar kam, war der Bibliothekar der dortigen herzoglichen Bibliothek, der durch kirchengeschichtliche Sammlungen bekannte Johann Christian Bartholomäi, fast ganz dienstunfähig. Der Stifter dieser Bibliothek, Herzog Wilhelm Ernst, hatte die Büchersammlungen des Balthasar Friedrich von Logau, des Sohnes des Epigrammatikers, sowie des Kanzlers von Lilienheim angekauft und sie mit der hinterlassenen des Herzogs Bernhard von Jena verbunden. Um die Vermehrung und Anordnung derselben machten sich Heinrich Leopold Schurzfleisch und der berühmte Begründer der Philologie, Johann Matthias Gesner, sehr verdient, doch musste letzterer einem Pagenhofmeister weichen. Bartholomäi, ein Sohn des Ilmenauer Superintendenten, nahm sich bei der Uebernahme der Stelle redlich der Bibliothek an; er legte den Namenkatalog in 37 und den Sachkatalog in 66 Bänden an, liess auch schon 1757 ein Doublettenverzeichniss erscheinen. Durch die Fürsorge der Herzogin-Mutter Anna Amalia wurde die Bibliothek in das zu diesem Zwecke seit 1760 umgebaute sogenannte grüne oder französische Schlösschen gebracht und dort in drei Stockwerken aufgestellt. Im Jahre 1766 kam der Advokat

Christian Gottlob Voigt als Accessist an die Bibliothek, wo er den achtundfünfzigjährigen schon altersschwachen Bartholomäi in seiner Thätigkeit unterstützte und sich besonders des Münz-Kabinetts annahm. Als Voigt vier Jahre später die Stelle des Justizamtmanns in Allstedt erhielt, trat an seine Stelle Johann Christof Spilker, auf dem besonders die Verwaltung der Bibliothek ruhte, da Bartholomäi immer abständiger wurde. So fand Goethe die Weimariische Bibliothek. Der Lehrer der Prinzen Gotthold Ephraim Heermann, der mehrere beliebte Operetten geschrieben, ward mit dem Titel Legationsrath 1776 bei der Bibliothek angestellt und ihm das Münz-Kabinet übergeben. Schon am 1. Februar 1778 starb Bartholomäi; als Bibliothekar folgte ihm Spilker. Goethe stand als Mitglied des Conseils in keiner Beziehung zu den herzoglichen Bibliotheken zu Weimar und Jena (letztere war die sogenannte Schlossbibliothek); die Oberaufsicht über diese hatte schon vor seiner Ankunft sein baldiger Amtsgenosse Christian Friedrich Schnauss. Sein Einfluss auf die Bibliotheken war nur persönlich durch Verwendung beim Herzog. So vermittelte er Bodmer auf Lavaters Wunsch die Sendung einer Handschrift aus der den Herzögen von Weimar und Gotha gemeinsamen Jenaischen Universitätsbibliothek. 1783 erwarb Herzog Karl August für die Universität die grosse Bibliothek des Göttinger Professors Christian Wilhelm Büttner, eines literarischen Sonderlings, gegen eine Rente, den Titel Hofrath und freie Wohnung im Jenaischen Schlosse, wo zu seinen Lebzeiten die Bibliothek unter seiner Aufsicht stehen sollte. Als dieser im nächsten Frühjahr mit seiner Bibliothek in das Schloss übersiedelt war, verkehrte Goethe viel mit ihm, und benutzte seine wie die Universitätsbibliothek zu seinen botanischen und osteologischen Untersuchungen. Auch suchte er persönlich beim Herzog für diese zu wirken. Am 18. Oktober 1784 schrieb er an Karl August: „Der alte Büttner hat eine Proposition gethan. Wenn Sie 100 Thaler jährlich für die Bibliothek aussetzen wollten, so wollte er 100 bis 150 Thaler dazulegen. Man müsste ohnedies etwas thun, um die rohen Bücher binden zu lassen, damit sie nicht gar zu Grunde gehen; sie sind schon dreimal hin- und hergeschleppt worden. Büttner war so erpicht auf Vermehrung seiner doch der Universität zufallenden Bibliothek, dass er alles, was er aufbringen konnte, auf Ankäufe in Auktionen verwandte, ohne sich immer erst darnach umzusehen, ob er die bestellten Bücher nicht schon besitze. Loder veranlasste ihn, damit er nicht den kleinen Rest seines Vermögens noch in Bücher stecke, einen Weinberg zu kaufen, aber die Büchersucht war für ihn unüberwindlich; er kaufte, so viel er vermochte, und stapelte es, da Raum und Gestelle zur Aufstellung nicht hinreichten, unordentlich auf.

Erst nach Goethes Rückkehr aus Italien betraute ihn Karl August mit der Aufsicht über die wissenschaftlichen Anstalten in Weimar und Jena, wozu er sich als Mitkommissar den seit 1783

durch die Mitdirektion des Ilmenauer Bergbaues ihm sehr nahe getretenen Hofrath Voigt erbat, denselben, der Accessist der Weimarschen Bibliothek gewesen. Aber ihre Thätigkeit beschränkte sich fast einzig auf die Sammlungen für Naturwissenschaft und Kunst, wenn sie auch besondere Aufträge des Herzogs für die Bibliothek besorgten, da die Oberaufsicht über die herzoglichen Bibliotheken Schnauss, über die Universitätsbibliothek der Senat hatte. Als Goethe dann seit der Verbindung mit Schiller häufig längere Zeit zu Jena auf dem Schlosse verweilte, benutzte er die Büttnersche und die Schlossbibliothek, ausnahmsweise auch wohl die der Universität, die besonders für Schiller eine Zuflucht war, wenn diesem auch die beiden andern zugänglich waren. Leider datiren die Ausleihebücher der Jenaischen Universitätsbibliothek erst von der Zeit der spätern Vereinigung; dagegen sind diese in Weimar seit den neunziger Jahren erhalten, und so wissen wir, welche Bücher derselben beide Dichter zu ihren Werken benutzten. Noch heute bewahrt die Weimarsche Bibliothek die Exemplare, deren sich beide zu ihren Dichtungen bedienten, vom „Wallenstein“ an bis zu Goethes zweitem Theile des „Faust“. Das erste Jenaische Ausleihebuch scheint 1792 angelegt und reicht bis 1797, verzeichnet aber auch aus früheren Jahren nicht zurückgegebene Bücher; nur zweimal finden sich darin von Goethe geliehene, am 6. November 1793 und am 10. November 1794. Da Goethe selbst die Bibliotheken beider Orte benutzte, so war er auf den Gedanken gekommen, man müsse einen gemeinsamen Katalog über die sämmtlichen Bibliotheken von Jena und Weimar anlegen. In Weimar war 1794 der frühere Accessist, der sehr sprachkundige Ernst August Schmid, zum Sekretär befördert worden und Goethes ungemein fleissiger Schwager, der fertige Romanschreiber Christian August Vulpius, den Goethe schon zur Verbesserung der Operntexte benutzt hatte, trat als Registrator ein.

Bald nach Goethes Rückkehr aus der Schweiz, am 4. December 1797, starb Schnauss, der schon vor vier Jahren sein Dienstjubiläum gefeiert hatte. Als Goethe diese Kunde Schiller mittheilte, bemerkte er: „Vielleicht habe ich bei Bibliotheksachen künftig einigen Einfluss. Sagen Sie, ob Sie die Idee vor thunlich halten, mit der ich mich schon lange trage: die hiesige, die Büttnerische und akademische Bibliothek [die Schlossbibliothek ist vergessen] virtualiter in ein Corpus zu vereinigen, und über die verschiedenen Fächer, so wie über einen bestimmtern und zweckmässiger Ankauf Abrede zu nehmen und Verordnungen zu geben. Bei der jetzigen Einrichtung gewinnt niemand nichts; manches Geld wird unnütz ausgegeben, manches Gute stockt. Und doch sehe ich Hindernisse genug voraus, die sich finden werden, nur damit das Rechte nicht auf eine andere Art geschehe, als das Unzweckmässige bisher bestanden hat.“ Schiller fand Goethes Idee sehr gut, nur würde es darauf ankommen einen zu finden, der dem Ganzen vorzustehen und den Plan der

Einheit und Vollständigkeit zu verfolgen fähig wäre. Bei Büttners Lebzeiten war natürlich an die Ausführung nicht zu denken. Zunächst nahm die Weimarerische Bibliothek, deren Oberaufsicht der Herzog Goethe und Voigt übertrug, den Dichter in Anspruch, da Voigt diesem die Hauptsache überliess. Am 25. Februar 1798 äussert Goethe gegen Schiller, er habe diesen ganzen ruhigen Tag mit Bibliothekseinrichtungen zugebracht, wobei noch nichts gewonnen sei, als was sich von selbst verstände. Es galt zunächst die Bibliothek zu übernehmen, wobei sich manches Ungehörige herausstellte, das durch neue Bestimmungen abgestellt werden sollte. Auch das neue Ausleihbuch datirt von diesem Jahre.

Ein entschiedeneres Eingreifen ward erst nöthig, als der gute Büttner am 8. Oktober 1801 verschieden war. Jetzt trat der Gedanke an eine ideelle Verbindung sämtlicher Bibliotheken von Weimar und Jena wieder hervor. Goethe, dem Voigt auch hierbei die Ausführung überliess, begab sich schon am 17. Januar 1802 nach Jena, wo er den Gesamtkatalog mit den ihm befreundeten Professoren besprach, auch schon ein Promemoria darüber aufsetzte. Welche jeden Begriff übersteigende Unordnung und Unsauberkeit er nach der Entsieglung der Büttnerschen Wohnung fand, ist in den „Tag- und Jahresheften“, noch frischer in dem Briefe an Voigt vom 22. Januar beschrieben. Die Schwierigkeit der geordneten Aufstellung wurde dadurch noch gesteigert, dass der Herzog Büttners Wohnung zur sofortigen Benutzung dem Commandanten von Jena, Herrn von Hendrich, zugesagt hatte. Den 19. schrieb Goethe bei Uebersendung des Promemorias an Voigt: „Der Senat ist sehr geneigt, und hat das Weitere dem Concilio übergeben, wo denn vor allen Dingen der Kostenpunkt zur Sprache kommen wird. Sie sehen aus meinem ohngefährten Auswurf, dass es gar kein Objekt ist und dass wir die Kosten durchaus decken können, wenn wir die Doubletten der sämtlichen Bibliotheken dazu bestimmen. Nur müssten wir freilich sogleich darüber die Entschliessung unseres gnädigsten Herrn haben, damit durch das jetzige Concilium, welches leider schon den 6. Februar wechselt, das Geschäft entschieden und in Gang gebracht werden könnte. Noch besteht das Concilium aus Gliedern, mit denen ich persönlich in gutem Verhältnisse stehe und die für die Sache selbst portirt sind. Ueber den Mechanismus, wie die Sache zu behandeln sein möchte, habe ich schon den thätigen Ersch [der Begründer der deutschen Bibliographie, Dr. Johann Samuel Ersch, war seit 1800 akademischer Bibliothekar] gesprochen. Es kommt freilich ein unendliches Detail dabei vor und so vielerlei Fragen, die durch heitere Liberalität wohl aufzulösen sind.“ Zu seiner Freude bewilligte die medicinische Fakultät dazu aus den Bibliotheksgeldern 400 Thaler. Sofort begann er mit der Ueberführung der neu angeschafften ungebundenen Bücher, die wüst auf Stühlen und am Boden lagen, in einen andern Raum. Schon nach

wenigen Tagen zogen ihn die Leitung des Theaters und die Hof-festlichkeiten nach Weimar, doch, sobald er weg konnte, kehrte er nach Jena zurück, wo er das mehr unangenehme als schwierige Geschäft, dessen Taktik er wohl bedacht hatte, mit Gewissheit des Erfolges so rasch und mit so geringen Kosten als möglich zu vollenden suchte. Am meisten hinderte ihn, dass er die Leute, die er zu der Arbeit brauchte, nicht den ganzen Tag, sondern, da ihre Zeit sonst vielfach in Anspruch genommen war, nur wenige Stunden haben konnte. Daneben beschäftigte ihn der in Lauchstedt beabsichtigte Theaterbau, zu welchem er alles vorbereitete, und zuweilen musste er auf kurze Zeit sich nach Weimar begeben. Am 4. Mai äusserte er gegen Schiller seinen Aerger, wie das Arbeiten nach vorgeschriebenen Stunden die Leute nur das Allernothdürftigste stundenweis, man möchte sagen, stundenhaft thun lasse; er gedenke möglichst lang zu bleiben, weil bei seinem Weggange das Ganze wieder mehr oder weniger stocken werde. Bei der lästigen Ueberwachung freute er sich, dann und wann minutenweise in ein Buch zu sehen, während er andere zu genauem Studium mit auf sein Zimmer nahm. Da er an seiner Taktik und dem stufenweisen Fortschreiten streng fest hielt, „construirte sich das Bibliothekswesen nach und nach, obgleich noch immer langsam genug“, wie er am 7. Mai schreibt. „Das Geschäft ist weiter gediehen, als ich hoffte,“ äussert er vier Tage später, „obgleich, wenn man strenge [sein] will, noch wenig geschehen ist. Wenn man aber denkt, dass man in solchem Falle eigentlich nur auf Exekution liegt, und, vom handwerksmässigsten bis zum litterarischsten Mitarbeiter, jeder bestimmt, geleitet, angestossen, rectificirt und wieder ermuntert sein will, so ist man zufrieden, wenn man nur einigermaßen vorrückt.“ Mit solchem unverdrossenen Eifer leitete er die Arbeiten, um möglichst Geld und Zeit zu sparen. Musterhaft zeigte sich der von Weimar mit herübergebrachte zum Bibliothekskustos beförderte Vulpius. In dreizehn Tagen schrieb er auf besondere Zettel 2134 Büchertitel; er und drei andere wurden in dieser Zeit mit 6000 Zettel fertig. Mit den noch ungeordneten, zerstreut umherliegenden Büchern war man jetzt fertig geworden, so dass man nun an die bereits in Gestellen geordneten gehen konnte. Aber darauf musste er wieder nach Weimar, und als er nach Jena zurückkehrte, konnte er nur wenige Zeit auf die Bibliothek verwenden, doch die Sache war so glücklich eingeleitet und die Angestellten zeigten so vielen Eifer, in seinem Sinne zu arbeiten, dass er getrost sich auf längere Zeit entfernen konnte. Vulpius blieb in Jena zurück und Erschgriff so tüchtig ein, dass die Aufstellung und Katalogisirung der Büttnerschen Bibliothek ganz nach Wunsch zu Ende geführt wurde. Auf die Anfertigung eines gemeinsamen Katalogs der Bibliotheken von Weimar und Jena hatte er bei dem Widerstande der Universität längst verzichtet, doch verschaffte sich diese später eine Ab-

schrift des Weimarischen Katalogs. Im nächsten Jahre beschäftigten Goethe ganz andere Sorgen um die Universität. Die Auswanderung vieler bedeutender Professoren von Jena konnte er nicht verhindern, da andere Universitäten grössere Gehälter boten, dagegen setzte er es mit Aufwendung aller Kraft durch, dass an die Stelle der nach Halle ziehenden Literaturzeitung in Jena eine neue unter Eichstädt's Leitung sich bildete und zu grossem Ansehen gelangte; was selbst seinen besten, sonst nicht zaghaften Freunden unmöglich geschienen, gelang seiner ihr Ziel unverrückt im Auge haltenden und besonnen verfolgenden Willenskraft. Als Ersch mit der Literaturzeitung nach Halle zog, ward Georg Ludwig Walch Universitätsbibliothekar.

Auch die Weimarische Bibliothek nahm Goethe um diese Zeit in Anspruch. An der Stelle des abgebrochenen Thurmes liess der Herzog einen Anbau errichten. Goethe, der sich auch um das Kleinste bekümmerte, berichtete im Februar 1804 an Karl August über die dort anzubringende Treppe, liess, weil es verlangt wurde, eine allgemeine Ansicht der künftigen Einrichtung des Anbaues vorgehen und legte schliesslich die Unabhängigkeit des Treppenaubaus dar. Gleichzeitig verhandelte man über den Bibliothekar Spilker, der nicht mehr seiner Stelle genügte; wahrscheinlich beantragte Goethe dessen im folgenden Jahre wirklich erfolgende Versetzung an die Militärbibliothek und Landkartensammlung. Schmid wurde Bibliothekar. Vulpius ging mit den Weimarischen Doubletten nach Jena, wo er sie mit den Jenaischen in einem Zimmer aufstellte und einen Katalog derselben machte, der auch gedruckt wurde, da man sie nächste Ostern verkaufen lassen wollte. Vulpius hatte bisher den Hauptschlüssel der Weimarischen Bibliothek gehabt; da aber auch Schmid und der alte Heermann einen solchen begehrten, so beantragte Goethe bei Voigt, man solle darauf nicht eingehen, damit die Herren sich nicht aus einem Geschäft einen Privatspass machten, sondern der Bibliothekdiener solle in Zukunft die Bibliothek um 9 Uhr öffnen und um 1 schliessen, den Schlüssel aber bei Voigt abgeben und wieder holen. Vulpius wurde, als er von Jena zurückkam, als zweiter Bibliothekar angestellt; die Universität hatte schon vorher dem Verfasser des „Rinaldo Rinaldini“, der sich um die Büttner'sche Bibliothek so verdient gemacht, den Dokortitel gegeben.

Als Weimar und Jena in die Hände der Franzosen fielen, schützte Goethe durch die lebhafteste Verwendung und den Ruhm seines Namens alle wissenschaftlichen Anstalten. Aber unter dem Drucke der fast unerschwinglichen Kriegssteuer und des von Napoleon geschaffenen Rheinbundes musste alles stocken; selbst die vorhandenen Gelder wurden grösstentheils für bessere Zeiten aufgespart. Goethe warf es sich später selbst vor, dass er in dieser Noth auch die Gehälter der Beamten zu erhöhen nicht Muth genug gehabt. Eine wichtige Veränderung wurde von ihm in dieser Zeit durch-

gesetzt. Schon längst hatte er den Gedanken gehabt, die sämtlichen wissenschaftlichen Anstalten in Weimar und Jena unter eine Oberaufsicht zu bringen, welche über die im Ganzen darauf zu verwendende Summe frei nach den bestehenden Bedürfnissen verfügte. Da die Zeichenschule schon in nähere Verbindung mit der Weimarschen Bibliothek gesetzt war, so erwähnte er dieses Gedankens, der ihm neuerdings durch die Kenntniss von der Einrichtung der Münchener Akademie wieder lebendig geworden war, in einem am 29. Juli 1809 geschriebenen Briefe an Voigt, den er bat, sich auch an der Oberaufsicht der unter ihm selbst stehenden Zeichenschule zu betheiligen. Er entwarf darüber einen umständlichen Aufsatz, der von Voigt gebilligt und vom Herzog genehmigt wurde. So wurde denn Goethe und Voigt die Oberaufsicht über die sogenannten unmittelbaren Anstalten für Wissenschaft und Kunst übertragen, zu welchen jedoch die Universitätsbibliothek, woran auch der Herzog von Gotha Antheil hatte, nicht gehörte. „Die einzelnen Etats wurden verschmolzen,“ berichtet Goethe selbst, „es hing vom Ermessen der Oberaufsicht ab, wo jedesmal, nach Vorkommenheit der Umstände, Verwendungen gemacht und diesem oder jenem Zweige nachgeholfen werden sollte, welches bei lebendiger Uebersicht und vorurtheilsfreien Gesinnungen um desto möglicher war, da der Fürst nicht sowohl Vorschläge zu dem, was geschehen sollte, verlangte, als vielmehr gern von dem, was geschehen war, berichtliche und persönliche Kenntniss nahm.“ Am 18. August desselben Jahres starb Schmid. Vulpius ward nun erster Bibliothekar; als zweiter wurde auf Goethes Empfehlung Johann Georg Keil aus Gotha, der im vorigen Jahre als Accessist eingetreten war, mit Rücksicht auf seine Kenntniss der spanischen Sprache und Literatur angestellt. Als Accessist stand seit 1805 noch Friedrich Theodor Kräuter bei der Bibliothek. Im folgenden Jahre liess die herzogliche Bibliothekskommission (Goethe und Voigt) die sehr freisinnigen „erneuerten Bedingungen, unter welchen der Besuch und Gebrauch der Herzoglichen Bibliothek zu Weimar gestattet ist,“ auf einem Foliobogen „auf Serenissimi speciellen Befehl“ unter dem Datum des 21. März abdrucken. Ein besonderer Buchbinder wurde unter den von Vulpius entworfenen Bedingungen angestellt. Ueber die Art der Anschaffungen hatte Goethe nach Berathung mit kundigen Männern sich entschieden. An der Universitätsbibliothek zu Jena war seit 1804 der mit Goethe befreundete Professor Eichstädt Oberbibliothekar. Ende 1810 trat als zweiter Bibliothekar der Professor der Philosophie Georg Gottlieb Güldenapfel ein, der aber durch seine Vorlesungen und literarische Arbeiten so in Anspruch genommen war, dass er sich auf seine wenigen Dienststunden beschränkte. Goethe hatte auf sie keinen Einfluss und die Zeiten waren zu trüb, als dass man an ein grösseres Unternehmen denken mochte. Der Kanzler August Friedrich Karl von Ziegesar untersuchte in den Jahren 1812 und 1813 die Zu-

stände der Bibliothek, machte auch Vorschläge zur Verbesserung derselben, aber diese blieben unausgeführt nach seinem Ende 1813 erfolgten Tode in den Akten liegen. Goethe hatte in den stürmischen Jahren selbst die Lust an den naturwissenschaftlichen Sammlungen so sehr verloren, dass er seit Ende 1812 das ihm sonst so liebe Jena nicht mehr besuchte; das Nöthige liess er durch seinen Sohn den Kammerassessor besorgen. Als im April 1813 Voigt eine Weimarische Bibliotheksangelegenheit zur Sprache brachte, meinte Goethe, man solle sie jetzt ruhen lassen, weil „in dieser prägnanten Zeit eine neue, mit Geldabgaben verbundene Einrichtung auffallend sein möchte“; zu Johanni oder Michael würde sie vielleicht einzuführen sein. Im Juli 1814 brachte Goethe für die Stelle Keils, der in Folge seiner Heirath mit einer Leipziger Bankierstochter von Weimar scheiden wollte, den Gymnasialprofessor Riemer, den er in Weimar zu fesseln suchte, bei Voigt in Vorschlag. So wenig hielt Goethe starr an seinen Grundsätze, ein thätiger Gelehrter sei kein guter Bibliothekar, beim Bibliothekwesen brauche man nur mechanisch thätige Subalternen. Voigt trug mit Vergnügen alles dazu bei, Goethes Vorschlag zur Ausführung zu bringen. Als der alte Heeremann anfangs 1815 starb, gereichte es Goethe zur Freude, aus dessen Gehalt den Bibliotheksbeamten eine lange ersuchte Zulage bieten zu können. Noch mehr freute er sich, als der Grossherzog am Ende des Jahres die Oberaufsicht aufforderte, Vorschläge zu einer Erhöhung der Gehälter der Angestellten zu machen. Die sehr bedeutenden Anträge wurden ohne weiteres gewährt.

Die Geschäfte der Oberaufsicht zogen ihn schon seit der Rückkehr von seiner Reise an den Rhein wieder sehr an. Drittehalb Jahre hatte er Jena nicht mehr besucht, wo ihn jetzt die Museen und Sammlungen sehr beschäftigten, nur von einer neuen vereinigten Aufstellung und Katalogisirung der dortigen Bibliotheken wollte er nichts wissen, da er bei dem vielfach erprobten Widerstande der Universität an einer förderlichen Ausführung verzweifelte, und die kalte Ruhe, mit welcher man die Ziegessarschen Vorschläge begraben hatte, ihn kopfscheu machte. Und welcher Zeitaufwand war zu dieser meist mechanischen Arbeit nöthig! Im Frühjahr 1817 wurden als Kommissarien von Weimar und Gotha der Geheime Legationsrath Karl Friedrich Anton Conta¹⁾ und der Geheime Assistenzrath Karl Ernst Adolf von Hoff nach Jena gesandt, um über den Zustand der Universität und dessen Verbesserung zu berichten. Auch die Verwaltung der Bibliothek wurde von den Kommissarien in den Kreis ihrer Untersuchung gezogen. Höchst unangenehm fühlte sich Goethe, der nach der unerbetenen Entlassung von der Theaterdirektion die meiste Zeit in Jena zugebracht hatte, durch ein Re-

1) An ihn sind Goethe's Briefe gerichtet, deren Adressaten auch Strehleke (Goethe's Briefe II, 458 ff.) nicht errathen hat.

skript des Grossherzogs an die Oberaufsicht vom 7. Oktober überrascht, wonach dieser, im Einverständniss mit dem Herzog von Gotha, als Miterhalter der Akademie, die Entschliessung gefasst, ihr die Leitung der vereinigten Aufstellung und Katalogisirung der Büchersammlungen der Universität und des Schlosses aufzutragen; sie solle das erforderliche Personal anstellen, zuvörderst aber einen Plan, wie diese Absicht am leichtesten und ehesten zu erreichen sei, baldmöglichst zur Genehmigung vorlegen. Vom Zustande der Universitätsbibliothek hiess es: „Ueber keine der verschiedenen Sammlungen ist ein wohlgeordneter, vollständiger Katalog vorhanden; ein Hauptkatalog über die sämmtlichen in ihnen vorhandenen Bücher fehlt noch ganz. Die Bücher selbst sind theils noch gar nicht eingeordnet, theils unregelmässig aufgestellt, theils sind sie dem Verderben durch Feuchtigkeit und Moder ausgesetzt.“ Bald hatte Goethe, wie es bei ihm immer der Fall war, seine Fassung wieder gewonnen, da er bedachte, dass es ihm gelingen werde, ein der Universität so förderliches Unternehmen, das besonders auf seinen Schultern ruhen werde, in Ausführung zu bringen, wenn er dabei freie Hand und die dazu nöthigen Mittel habe. Schon am 17. theilte er Voigt seine Ansicht mit. Ehe man den verlangten Plan machen könne, müsse ihr Verhältniss zur Universität festgesetzt werden, in deren Befugnisse man bei Erweiterung der Räumlichkeiten einzugreifen habe; auch wäre eine kleine Summe, etwa von 300 Thaler, für die Kosten zur Bearbeitung eines Vorplanes zu erbitten. Die Hauptpunkte wolle er aufsetzen und sich nach Jena begeben, um dort die möglichst klare Einleitung zu treffen. Als der Grossherzog sich damit einverstanden erklärt und 1400 Thaler Erbschaftsgelder für das Geschäft bestimmt hatte, trat er der Sache näher und zog in Jena Erkundigungen ein. In seinem Votum vom 30., das Voigt noch an demselben Tage in der Sitzung des Ministeriums vortragen sollte, setzte er klar auseinander, was zunächst zu thun sei. Ein Sachkatalog könne ungesäumt und ohne Uebereilung angefangen werden, da bei der Schlossbibliothek wie bei der akademischen längst alles vorbereitet sei, einen solchen nach dem Beispiel des Weimarischen herzustellen. „Niemand wird leugnen, dass ein Realkatalog das Fundament einer jeden Bibliotheksanstalt sei; er gibt die Uebersicht des Reichthums und der Lücken, und setzt sowohl den Oberbibliothekar als andere Theilnehmende in den Stand, zweckmässig zu vermehren. Tritt nun der günstige Umstand ein, dass eine Umsetzung der Bibliothek sich nöthig macht, wo zugleich hinreichende Räume sind, so würde es unverantwortlich sein, die Bücher ohne Rücksicht auf ihre wissenschaftlichen Haupt- und Nebenabtheilungen und ohne Erwägung künftigen Vermehrens aufzustellen. Dieser neuen Umschaffung aber nach Serenissimi höchster Intention darf nichts im Wege stehen, was nach vermoderten Vorurtheilen [wie sie bei der Universität herrschten] schmeckt, welche eigentlich die Hauptursache an der Vermoderung der Bibliothek

selbst sind Genehmigen also Ihre Königliche Hoheit die Fertigung der Realkatalogen, wie denn von der Schlossbibliothek einen solchen noch vor Ostern zu liefern wirksame Einrichtung getroffen ist, und von der akademischen gute Nachfolge zu hoffen steht, so wären die Hauptschritte schon gethan, der Grund zum Geschäft schon gelegt, ohne dass man noch irgend sich eingelassen hätte, etwas zu thun, was man bereuen müsste.“ Auch deutete er schon auf die Vorarbeiten hin, welche man im Winter in Betreff des Lokals zu machen habe, sowie auf die sofortige Ueberführung der Handschriften und alterthümlichen Merkwürdigkeiten an einen trockenen, hellen, sowohl Studium als Genuss begünstigenden Ort und auf die Einrichtung eines Expeditionszimmers, worin mehrere Personen bequem arbeiten könnten und die unentbehrlichsten literarischen Hilfsmittel zur Hand hätten. Im Frühjahr würde man dann die Tischlerarbeiten anzuordnen im Stande sein. So hatte Goethe alles, was zunächst und in welcher Folge es zu thun sei, sich klar gemacht. Am 2. November erhielt er die grossherzogliche Genehmigung, doch war vorab nur die Auszahlung der zuerst begehrten 300 Thaler befohlen. Schon am folgenden Tage schrieb er wieder, was zunächst im einzelnen geschehen müsse: dass ein genau bezeichnetes Papier zu den Katalogen von der Grossherzoglichen Kammer gegen baare Zahlung angeschafft werden müsse, Bibliotheksekretär Kräuter das Liniiren mit rother Tinte gegen billige Remuneration übernehme und mit dem Bibliothekskopisten vorläufig das Schreiben beginne, der Bibliothekar die Zettel so sortire und ordne, dass beide in der Arbeit nicht aufgehalten würden, u. s. w.; nichts war vergessen, was zur Förderung des Geschäfts diene.

In Jena, wohin er schon am 6. eilte, verhandelte er sogleich mit Eichstädt und Guldenapfel. Es ergab sich schon gleich bei der ersten Besprechung an Ort und Stelle, dass, wenn man das Convictorium einziehe, überflüssiger Raum vorhanden sei, dass die Feuchtigkeit, über die man immer geklagt hatte, von einer gegen die Sonnenseite stehenden Mauer und von der Taxushecke am botanischen Garten herkomme. Wie leicht diese wegzuschaffen seien, stellte sich bei genauer Besichtigung heraus. Nachdem der Grossherzog die Genehmigung ertheilt und man sich mit dem Bürgermeister und dem Gärtner verständigt hatte, wurden die Niederlegung der Mauer und die Wegschaffung der Taxushecke rasch ins Werk gesetzt. Auch für die Fortschaffung der Handschriften an einen trockenen Ort war bald gesorgt. Unerwartete Schwierigkeit machte der Katalog, den Goethe nach den Fächern des Weimarischen von Bartholomäi angelegten anfertigen lassen zu können geglaubt, da er die von ihm selbst benutzten Bände genügend gefunden hatte; aber als man die Proben der danach begonnenen Kataloge der Botanik und der orientalischen Sprachen den Fachprofessoren vorlegte, fand sich, dass diese dem neuern Standpunkte und Umfange dieser Wissenschaften

nicht entsprachen. Deshalb wurde Professor Eichstädt um Mittheilung der neuesten allgemeinen Repertorien und die betreffenden Professoren um thätige Mitwirkung ersucht. Auf den einzig thätigen Bibliothekar Güldenapfel konnte man gar wenig Rechnung machen, da dieser anderweitig beschäftigt und nur zu einer Dienststunde täglich verpflichtet war, dazu jährlich 135 freie Tage hatte, während Goethe eine unausgesetzte, den grössten Theil des Tages umfassende Thätigkeit desselben bedurfte, damit die ungeheure Arbeit möglichst rasch gefördert werde. Er und der Bibliotheksschreiber Baum lebten ungeachtet der ihnen zugedachten Zulage immerfort in Dürftigkeit und Zeitkargheit, klagte er gegen Conta. Nur selten und auf kurze Zeit ging Goethe nach Weimar, da der Mangel an bereiten Kräften und der Widerstand der Universität, der sich bald herausstellte, das verwickelte Geschäft erschwerte, so dass seine Gegenwart durchaus nöthig schien. Gern hätte er den ausserordentlich tüchtigen und entschieden gewandten jungen Christian Ernst Friedrich Weller aus Gotha, der vom Erbprinzen empfohlen war, als Assistenten bei der Bibliothek angestellt gesehen, da er ihn dem übrigen Bibliothekpersonal entgegenzustellen und als seinen Adjutanten zu benutzen wünschte, weil alles persönlich auszurichten weder möglich noch schicklich sei, doch zeigte sich leider, dass seine Anstellung erst nächste Ostern erfolgen könne. Da war es ihm denn höchst erwünscht, dass er seinen Schwager, den zum Rath ernannten Bibliothekar Vulpus, mit nach Jena herübernehmen konnte, der sich auch diesmal vortrefflich bewährte. „Innerhalb acht Tagen hoffen wir einen Zustand herzustellen,“ äusserte er am 30. December gegen Voigt, „in welchem das Nöthige bis Ostern geleistet und alsdann die Hauptarbeit angegriffen werden kann . . . Hier zu Lande [in Jena] haben wir eben so wenig Dank zu hoffen als Theilnahme zu finden. Dass aber auch keine Einmischung [von Seiten der Universität] gilt, ist die erste und einzige Bedingung der Möglichkeit des Unternehmens.“ Vulpus musste über die Arbeiten ein besonderes Tagebuch führen, woran Goethe so grosses Gefallen fand, dass er ihn ersuchte, auch in Weimar ein solches anzulegen; sei es ja ehrenvoll für ihn, wenn seine Vorgesetzten wüssten, was er thue. Mit den Arbeitsleuten schloss er über die von ihnen im Winter zu machenden Arbeiten Verträge, die vom Grossherzog genehmigt wurden. Während Vulpus nach Weimar zurückkehrte, hielt er selbst in Jena aus, obgleich dort der Freiheitsschwindel und der wüthende Hass gegen Kotzebue ihn so äusserst verstimmt, dass er die sonnenigen Stunden des Tages in dem Vororte Camsdorf zubrachte. „Ich denke täglich und stündlich über die Sache nach,“ schrieb er von hier den 6. Februar 1818 an Voigt; „dem ohngeachtet bleibt die Art der Ausführung noch immer bedenklich. Was wir wollen, ist klar, das Wie aber muss uns erst noch offenbar werden. Indessen bleibe ich bei dem von Ew. Excellenz gebilligten Gange; noch ist

kein Schritt geschehen, der nicht ins Ganze nützlich wäre, im einzelnen mag geschehen, was will.“ Er beschränkte sich aber nicht auf die Katalogisirung und Aufstellung, sondern dachte auch an Vermehrung. Da der Auktionskatalog des verstorbenen Professors der Medicin Christian Gottfried Gruner in Jena gedruckt wurde, liess er sich die Aushängebogen geben, wo sich dem herausstellte, dass von 425 Büchern desselben nur 74 auf der Universitätsbibliothek seien. Deshalb wünschte er, dass jetzt die Anweisung der vollen 1400 Thaler erfolge, die der Bibliothekskasse vom Grossherzog zugewiesen waren, um einen Theil davon auf die Grunersche Auktion zu verwenden. Dem Bibliotheksgeschäfte widmete er sich so eifrig, dass er nur ein paarmal auf kurze Zeit nach Weimar kam.

Ostern wurde Weller endlich angestellt und ihm sofort die Führung eines Vermehrungs- und eines Ausleihbuches übertragen, die beide bisher fehlten; selbstverständlich wurde ein Tagebuch dringend verlangt. Auch die Anweisung von 1200 Thaler für die Bibliothek erfolgte. Zunächst ward nun der Plan entworfen, was bis zum Herbste geschehen solle, und in welcher Folge. Vulpus kam im Mai wieder herüber. Der bisherige Rentamtman war erkrankt und mit dem an dessen Stelle ernannten neuen hatte er anfangs Schwierigkeiten. Deshalb nahm er, wie zu manchem andern, Contas Gefälligkeit in Anspruch. Uebrigens, schrieb er diesem, gehe alles nach Wunsch; innerhalb der Bibliothek würden die Handwerker Ende Mai, ausserhalb Ende Juli fertig. Obgleich er selbst einige Zeit durch körperliche Leiden an der persönlichen Theilnahme gehindert war, ging das Bibliotheksgeschäft seinen bestimmt vorgezeichneten Gang. Man begann mit der Naturgeschichte, die nebst der Mathematik, der Technologie und Medicin in dem dazu vortrefflich geeigneten früheren juristischen Hörsale aufgestellt werden sollte; hierher wurden zunächst die Bücher aus der Schlossbibliothek geschafft. Da aber im Winter die Arbeit in diesem Saale eingestellt werden musste, so wurde auch das Expeditionszimmer eingerichtet, und in dieses brachte man die dem Bibliothekar nöthigen Literatur- und Sprachwerke aus beiden Bibliotheken, deren Aufstellung den Winter über geschehen sollte. Die Ordnung und Vervollständigung der Zettel hatte Vulpus übernommen. Um dem Wunsche der Professoren zu entsprechen, wurde das Ausleihen der Bücher in den bestimmten Stunden nicht unterbrochen. Ehe Goethe im Juli nach Karlsbad ging, schrieb er an Voigt: „In Jena werde alles einrichten, dass bis zu meiner Rückkunft die Geschäfte im Gange bleiben. Sollte etwas Unerwartetes vorkommen, so sei den Zurückgebliebenen erlaubt, an Ew. Excellenz zu recurriren.“ Nach seiner glücklichen Rückkehr gelang es Goethe, Güldenapfel so zu stellen, dass dieser seinen Vorlesungen, der Expedition der Literaturzeitung und allen literarischen Arbeiten entsagen und sich ganz der Bibliothek widmen konnte. Zur Beschleunigung des Geschäfts waren alle angewiesen, auch an den Sonn- und Feiertagen

zu arbeiten. Goethe fühlte sich dadurch sehr erleichtert, dass Göl-
denapfel nun tüchtig eingriff.

Ein schwerer Verlust war es für ihn, dass am 22. März 1819 ihm sein treuer Lebens- und Amtsgenosse Voigt durch den Tod entrissen ward. An seiner Stelle wurde Goethes Sohn ihm für die Geschäfte der Oberaufsicht beigeordnet. Bald darauf setzte sich Goethe mit Gewalt in Besitz des medicinischen Hörsaales, den ihm die Fakultät nur unter ganz unmöglichen Bedingungen einräumen wollte. Der hierbei der Halsstarrigkeit der Professoren gegenüber bewiesenen Energie freute sich Goethe königlich sein ganzes Leben. Hierher wurden die Gestelle und die übrigen Bücher der Schlossbibliothek gebracht. Göl-
denapfel wandte sich, nachdem er die Arbeiten im Expeditionszimmer vollendet, dem naturwissenschaftlichen Saale zu. Vulpus ordnete die nach dem Willen des Erblassers getrennt aufzustellende Budersche Bibliothek, und begann zum Versuche ihr gegenüber entsprechende Bücher aufzustellen; denn zu diesem Mittel hatte man gegriffen, um die Fachordnung nicht zu stören. Vulpus und dessen Sohn sahen die sämtlichen Zettel der Universitätsbibliothek durch, deren Zahl 30,000 überstieg, und sonderten sie zu künftigen Gebrauche in geordnete Packete. Auch die Schwierigkeit, die Bücher so zu stellen, dass Platz zur spätern Vermehrung sei, war glücklich überwunden. Bereits am Schlusse des zweiten Geschäftsjahres durfte Goethe in einem ausführlichen Berichte an den Grossherzog rühmen, die so wichtige Anstalt sei schon jetzt für die Zukunft gegründet und nur ein ruhiges methodisches Fortwirken zu wünschen; dabei seien für die Baulichkeiten nur 2000, für alle übrigen Arbeiten etwa 700 Thaler verwandt worden. Stets bereit, den berechtigten Wünschen der Beamten zu entsprechen, beantragte er im Frühling 1821, dass Göl-
denapfel seiner Caution entbunden werde. Wie ungerecht eine solche sei, sah er wohl ein, während man noch Jahrzehnte lang den Professoren, die gegen geringe Vergütung als Oberbibliothekare nur wenige Stunden die Bibliothek besuchten, eine Bürgschaft anzusinnen nicht scheute. Die Vollendung des schwierigen Werkes erforderte noch mehrere Jahre, aber die Arbeit schritt so rüstig fort, dass man, statt, wie Goethe gefürchtet, eine zeitweise völlige Schliessung der Bibliothek nöthig zu haben, er am 1. November 1824, „als am Jahrestage des vor sieben Jahren muthig begonnenen und bis jetzt treulich und glücklich durchgeführten wichtigen Bibliotheksgeschäfts“, bestimmen konnte, jetzt, „bei Erweiterung und Anordnung der Bibliothek“, sollten nicht bloss, wie bisher, Mittwochs und Sonnabends, im Sommer von 1—3, im Winter von 1—2, sondern auch an den übrigen Wochentagen von 11 bis 12 an die Professoren Bücher abgegeben werden. In seinem eine Woche später abgefassten Bericht über das seiner Vollendung entgegengehende Geschäft äusserte er, selbst jetzt, nach belehrend vorübergegangener Erfahrung, wüsste er die Sache nicht besser an-

zugreifen; der in seiner Art einzige Missbefund hätte durch keine allgemeinen, ins Ganze gehenden Mittel bezwungen werden können. Auch im nächsten Jahre würde die Einrichtung, dass an Sonn-, Feier- und Festtagen gegen billige Remunerationen die Arbeit fortgesetzt werde, beizubehalten und überhaupt alles Mögliche zur Vollendung des bisher geleiteten Werks beizutragen sein; denn nichts könne ihm so sehr am Herzen liegen als das Bisherige nach des Grossherzogs Wunsch und Willen eingerichtet zu haben, und „der einmal eingeführten Ordnung auch Bestand und Dauer, der Behandlung Genauigkeit, dem Lokal und Material zierliche Reinlichkeit bei lebhaft unterhaltener Benutzung bis in die spätesten Zeiten nachhaltig zu versichern“. Der gesammte Aufwand betrug diese sieben Jahre her nur 4909 Thaler. Erst im Jahre 1827, „bei vorgerücktem Geschäft und eingetretenen anderen Verhältnissen“, wurde es den Unterbeamten gestattet, an Sonntagen und den beiden hohen Festtagen Weihnachten, Ostern und Pfingsten nicht zu arbeiten.

Freute sich Goethe besonders der Energie und Ausdauer, mit welcher er in strenger Befolgung des wohl erwogenen Planes eine so verwickelte Aufgabe gelöst hatte, so fühlte er sich doch auch durch das Bewusstsein gelohnt, ein für die Universität so höchst förderliches Werk nicht ohne Aufopferung zu Stande gebracht zu haben. Alle seine Mitarbeiter hatte er allmählich durch seine Aufmunterung und sein Beispiel gehoben, so selbst Göldeapfel, dem eine solche angespannte, meist sehr mechanische Thätigkeit wenig zusagte. Er litt auch in Folge dieser Arbeiten an Nervenschwäche; schon am 21. September 1826 starb er. Mehr als zwei Jahre früher war Vulpus durch einen Schlaganfall an jeder weitem Theilnahme gehindert worden. An Göldeapfels Stelle trat ohne Zustimmung des Senats der Sohn eines Jenaischen Professors, Karl Wilhelm Götting, ein tüchtiger Philolog und eine recht kernhafte Natur, wie Goethe sie liebte. Da Götting keinen Oberbibliothekar über sich haben wollte, zog sich Eichstädt Goethe zu Liebe zurück. Neben Götting wirkte der wackere Weller, der mit Goethe und dessen Sohn in vertrauter Verbindung stand. Bibliotheksreiber war der fleissige David Compter. Goethe selbst kam nicht mehr auf längere Zeit nach Jena, und auf seinen kurzen Ausflügen besuchte er wohl die naturwissenschaftlichen Sammlungen, aber nicht die Bibliothek, der er aber immer sehr zugethan blieb. Als Götting im Jahre 1831 einen höchst ehrenvollen Ruf ablehnte, sprach er seine besondere Freude aus, dass er nun auf eine Folgezeit von Jahren für ein Geschäft gesorgt sehe, dass ihm so sehr am Herzen liege.

An der Weimarschen Bibliothek ward nach der Pensionirung von Vulpus Riemer erster Bibliothekar, dem Goethe getrost die Leitung der Bibliothek anvertrauen durfte. Diese verdankte seiner Leitung so viel, dass es nicht mehr als Erfüllung einer Ehrenpflicht war, dass dieselbe seinen Jubeltag feierlich beging. Seine Marmorbüste

besass sie schon, wie auch die Voigts und der drei andern grossen Dichter Weimars. Als im Jahre 1827 die bisherigen bedeutenden Schatullbeiträge für die Bibliothek vermindert wurden, schrieb Goethe an den Grossherzog, man werde in Zukunft nicht mehr wie bisher sowohl einzelne wie einige Anstalten in Weimar und Jena in Absicht auf angenehme und wissenschaftliche Literatur von oben herein begünstigen können, doch sei ihm eingefallen, ob man nicht durch eine kluge Wendung einer entschiedenen Stockung dadurch vorbeugen solle, dass man die bestehenden Privatgesellschaften begünstige; sich mit ihnen verbinde und dadurch beiden Theilen die wichtigsten Vortheile zusichere. Dabei erinnerte er daran, dass er bereits mit der von Frau von Pogwisch geleiteten französischen Lese-gesellschaft in Verbindung getreten. Er zahlte dieser jährlich einen doppelten Beitrag, wogegen die neuen Bücher zuerst auf die Bibliothek kamen, die nach Auswahl sie später für die Hälfte des Preises erhielt, auch das Recht hatte, einzelne Bücher zur Anschaffung vorzuschlagen. So suchte er bis zuletzt überall den Vortheil der Bibliothek wahrzunehmen. Das Rechnungswesen besorgte er gewissenhaft unter Mithilfe seines Sohnes, nach dessen Tode des ihm befreundeten Leibarztes Dr. Vogel.

Sein Grundsatz war, möglichst freie Benutzung der Bücher mit der Sorge für ihre Erhaltung zu verbinden, da die vorhandenen Wissensschätze der Zukunft unversehrt überliefert werden müssten. Deshalb war er besonders wegen der Kupferwerke besorgt, da er aus Erfahrung wusste, wie leichtfertig die meisten Menschen mit Kunstgegenständen umgehen; doch liess er die vorzüglichsten Werke dieser Art, die von allgemeinem Interesse waren, in einem eigenen Zimmer zu bequemem Anschauen unter Aufsicht auslegen. Die Bedingungen zur Benutzung der Bibliothek, die öffentlich bekannt gemacht wurden, waren so freisinnig, dass man nach Goethe's Tode zu Beschränkungen sich veranlasst sah. Von den bestehenden Gesetzen und Grundsätzen ging er nicht leicht ab, am wenigsten, wenn man dies auf krummen Wegen zu erreichen suchte. Allen billigen Ansprüchen suchte er entgegenzukommen, selbst anmasslichen, wenn sie aus Liebe zur Sache hervorgegangen waren, freilich mit der nöthigen Beschränkung. Wo Beschädigungen vorgekommen, suchte er die Sache in glimpflichster Weise zu ordnen.

Von den Angestellten forderte er strenge Befolgung der Vorschriften, Eifer und Lust im Dienste; nichts war ihm widerwärtiger als Gleichgültigkeit und Trägheit. Seit seiner Ordnung der Jenaischen Universitätsbibliothek hielt er sie zum Halten von Tagebüchern an, die er sich jährlich vorlegen liess, und um so mehr lobte, je genauer sie geführt waren, wobei er freilich der Redlichkeit der Leute oft zu viel traute. Selbst der Diener der Bibliothek sollte ein Tagebuch führen. Selten wies er ein irgend begründetes Gesuch um Unterstützung zurück, besonders bei Unglücksfällen liess